

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 56 (1952-1953)
Heft: 5

Artikel: Meine Freundin mit dem Scheckbuch
Autor: Baerlocher, Adèle
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664383>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

der soldatischen Barbara-Verehrung, die auch bei all denen Eingang fand, die mit Pulver arbeiten oder Feuer bekämpfen.

Die tiefe Verbundenheit der Heiligen mit der Artillerie bringt es mit sich, dass der 4. Dezember in allen mit dieser Waffengattung in Verbindung stehenden Kreisen, ohne Unterschied der Glaubensrichtung, als Ehrentag der Schutzherrin festlich begangen und da und dort, zum Beispiel in Zürich

und Basel durch donnernde Salven begrüsst wird. Feiern die einen Kreise den Barbaratag mit grossem Kirchgang, Parade und Festlichkeiten, wobei ihrem Bildnis militärische Ehren erwiesen werden, so begnügen sich dann wieder andere Verbindungen wie die Mannschaft der Festung Sargans oder der Artillerieverein Zürich mit seiner «Alten Garde» als Festmusik, mit einer mehr weltlichen Veranstaltung.

Werner Manz

Meine Freundin mit dem Scheckbuch

Wir hatten uns im Pensionat kennen gelernt, und damals verfügte sie noch nicht über ein Scheckbuch, sondern, wie wir alle, über ein mager gefülltes Portemonnaie, dessen Inhalt ständig die Schwindsucht hatte und sich gegen Ende jeden Monats in nichts auflösen pflegte. Sie war zudem besonders weltfremd erzogen worden und hatte keinen Schimmer vom Wert des Geldes. Dass ein Theaterbesuch fünf und ein kunstseidenes Jungmädchenkleid fünfzig Franken kostete, ging ihr damals schon nicht ein; sie hätte das Gegenteil für ebenso wahrscheinlich gehalten, schätzte sie doch einen abendlichen Ausgang, der uns nur selten zuteil wurde, bedeutend höher als ihre gesamte Garderobe. Wir lachten sie manchmal aus wegen ihrer Ahnungslosigkeit in praktischen Belangen, und das liess sie sich gutmütig gefallen, indem sie des bestimtesten behauptete, sie werde ohnehin später ins Kloster gehen, worunter sie sich in ihrer Harmlosigkeit sicher ein ewiges Lustwandeln in einem schattigen Kreuzgang und die Abwesenheit aller materiellen Probleme vorstellte.

Dass dieser Klostertraum sich nicht verwirklichte, das bewies mir etwa vier Jahre nach unserem Auseinanderstieben eine schön gedruckte Anzeige, worin Edith mitteilte, dass sie sich mit einem Herrn Richard Hoover verheiratet habe, der irgend einen Posten bei der amerikanischen Gesandtschaft einer nahen Stadt bekleidete. Nun, ich hoffte für sie, er sei eine Art Krösus, der sie den harten Boden der Wirklichkeit nicht allzusehr spüren liess.

Gross war mein Erstaunen, als ich ein Jahr später von der jungen Mrs. Hoover zum Wohnen für eine Woche eingeladen wurde. Ich hatte zwar seinerzeit das Pensionatszimmer mit ihr geteilt; aber

ausser einigen Neujahrsgrüssen und der bewussten Vermählungsanzeige war kein weiterer Kontakt zwischen uns verblieben. Der Vorschlag lockte mich immerhin, und da ich ohnehin eine Woche Ferien zugut hatte, die ich auf unterhaltende Weise zu verbringen hoffte, packte ich einen kleinen Koffer und fuhr in die Stadt, die Edith bewohnte.

Der Anfang war sehr verheissungsvoll: Edith hatte sich zu einer anziehenden jungen Frau entwickelt, die allem Anschein nach von ihrem Gatten auf Händen getragen wurde. Alles war vorhanden: ein reizendes Haus in einer ruhigen Vorstadt; eine Innenausstattung, wie man sie sonst nur in Wohausstellungen oder einschlägigen illustrierten Zeitschriften antrifft; zwei unwahrscheinlich gut geschulte Diensten und ein nagelneues Auto. Die Mahlzeiten wurden ausgezeichnet zubereitet; kurz, es fehlte nichts ausser — bares Geld. Aber davon sei später die Rede!

«Richard ist für acht Tage ins Ausland verreist; es ist unsere erste Trennung», erzählte mir Edith, während sie ihr kleines Cabriolet, mit dem sie mich am Bahnhof abholte, geschickt durch den Verkehr steuerte, «damit ich mich nicht zu sehr langweile, hat er mir selbst vorgeschlagen, dich einzuladen. Ist das nicht wirklich aufmerksam?»

Ja, das fand ich auch! Nicht jeder Ehemann war so besorgt, dass er für die Zeit einer kurzen Abwesenheit an die Unterhaltung seiner jungen Gattin dachte. Mir schien, unsere weltfremde Edith habe just dasjenige männliche Exemplar gefunden, das ihrem ganzen Naturell entsprach.

Unterwegs hielten wir vor einer Garage, da das Benzin am Ausgehen war, und Edith begreiflicherweise nicht einfach stecken bleiben wollte. Wir

tanken, und dann sagte der Mechaniker: Macht 21 Franken 50.» Edith kramte in ihrer Tasche und brachte ein längliches, grünebündenes Büchlein zum Vorschein. «Ich gebe Ihnen einen Scheck», teilte sie mit und zückte gleichzeitig ihre Füllfeder. «Wir nehmen keine Schecks», erwiderte der junge Mann lakonisch und schaute schon ungeduldig auf den nächsten Wagen hinter uns. Edith machte ein ebenso ratloses Gesicht wie vor fünf Jahren, wenn sie für eine Schokoladentafel 80 Centimes bezahlen sollte und doch nur 20 bei sich hatte. «Ich lege es für dich aus», schlug ich schnell vor und legte das Geld in des Mechanikers ausgestreckte Hand. Edith sah mich dankbar an. «Ich habe nie bares Geld», gestand sie, als wir weiterfuhren, «ich brauche auch keines. Richard will, dass ich alles mit Schecks bezahle; das ist in Amerika so üblich, und er kann es leichter kontrollieren. Es geht auch ganz gut mit den Lieferanten und mit den Löhnen am Ende des Monats. Wenn ich sonst etwas brauche, so bitte ich Richard darum. Aber jetzt, wo er weg ist . . .»

Das war echt Edith — aber ich hatte mir ja über ihre Finanzen keine Sorgen zu machen. Wenigstens glaubte ich das damals, denn mir schien, sie sei in dieser Beziehung gut versorgt, während ich mir meinen Unterhalt selbst verdiente und oft gezwungen war, komplizierte Rechenexempel anzustellen, um Einnahmen und Ausgaben unter einen Hut zu bringen.

Die ersten 24 Stunden verliefen auch soweit ungetrübt. Ich bekam einen wahren Traum von einem Gastzimmer zugewiesen; unser Abendtisch war im Garten unter einer Linde gedeckt, und nachher spielte mir Edith die neuesten Grammophonplatten vor, die ihr Richard vor seiner Abreise noch mitgebracht hatte.

«Heute wollen wir den ganzen Nachmittag in die Stadt gehen», schlug sie anderntags vor, «ich denke es mir so nett, wieder einmal Shopping zu gehen wie früher im Pensionat, nur ohne Mademoiselle Dubois.» Wir verzichteten auf den Wagen und schlugen den Weg ins Zentrum zu Fuss ein. «Wünsch dir etwas von mir», bat mich Edith in ihrer Herzensfreude, eine Freundin bei sich zu haben, und wir besahen uns alle Schaufenster, an denen wir vorbeikamen. Schliesslich entschloss ich mich auf Ediths Drängen zu einer kleinen Abendtasche aus weisser Seide, kunstvoll mit Pailletten bestickt — ein Ding, das ich mir selbst niemals geleistet haben würde, das ich mir aber gerne schenken liess. Als Edith ihr Scheckbuch zückte,

sagte die Verkäuferin liebenswürdig: «Es tut mir leid; wir nehmen nur Reiseschecks, nichts anderes.» Wieder blickte mich Edith entgeistert an, wieder schlug ich spontan vor, den Betrag für sie auszuliegen. In der Confiserie, wo wir unsern Tee tranken, konnten wir natürlich auch nicht mit einem Scheck begleichen, und die Blumenfrau an der Ecke, der Edith langstielige Rosen abnahm, hätte uns erstaunt angesehen, hätten wir ihr ein Papierchen in die Hand gedrückt statt barem Geld. Folglich bezahlte ich alles! «Löse doch einfach einen Scheck auf der Bank ein, damit du endlich Geld in der Hand hast», regte ich an und bemühte mich, keinen Unmut in meine Stimme zu legen; denn meine Barschaft war an diesem ersten Tage schon bedenklich zusammengeschmolzen. «Ich tue das nicht gerne», antwortete Edith würdevoll und fügte hastig bei: «Ich habe es noch nie getan und weiss nicht, was Richard dazu sagen würde.» — «Dann tue ich es für dich», schlug ich vor, aber Edith überhörte das und wir stiegen ins Tram, das ich — wie wäre es anders möglich gewesen? — ebenfalls für sie bezahlte. Schliesslich war ich der Gast und es stand mir schlecht an, meiner Gastgeberin kleine Gefälligkeiten zu verweigern.

Aber so ging es weiter: Ich «legte aus» und zwar unentwegt, für Kinobillette, für Briefmarken und für den Zeitungshändler, für eine Schuhreparatur und für Trinkgelder — also für Leute, die alle Ediths nette Schecks nicht entgegennehmen wollten, was die Inhaberin des gewichtigen Büchleins sehr verwunderte.

Der Tag der Abreise kam; zum Glück hatte ich ein Rückreisebillet in der Tasche, denn ausserdem befand sich in meiner Tasche nur noch eine längere Liste über gehabte Auslagen. Die Kopie davon hatte ich auf Ediths Schreibtisch gelegt in der stillen Hoffnung, sie würde mir den Betrag endlich zurückvergüten. Sie hatte einen flüchtigen Blick darauf geworfen und mir freundlich erklärt, sie werde mir gelegentlich einen Scheck dafür schicken — natürlich!

Es war die teuerste Ferienwoche, die ich je gehabt hatte, und meine Familie sagte zudem noch — als der versprochene Scheck nie eintraf — mir sei recht geschehen; wenn man sich mit Bekannten von so beschränktem Verstande einlasse, sei ja auch nichts anderes zu erwarten. Aber sie kannten eben Edith nicht, Edith mit den Klosterträumen, Edith mit der Weltfremdheit und mit dem Scheckbuch.

Adèle Baerlocher